

Unverkäufliche Leseprobe



Reinhold Neven Du Mont
Der Maskensammler
Roman

255 Seiten, Gebunden
ISBN: 978-3-406-62168-0

1. Kapitel

Im Hafen herrschte reger Betrieb, fast wie in besseren Zeiten. Es lag ein geschäftiges Summen in der Luft, ein unbestimmtes Poltern, Quietschen, Rufe, Pfiffe, das aufgeregte Kläffen eines Hundes. Auf Kai 15 stand im Gedränge ein Mann mit einer Art Tropenhelm auf dem Kopf und zwei Schiffs koffern, die gerade ein Gepäckträger neben ihm abgestellt hatte. Unbeteiligt stand er in dem Hin und Her der Hafendarbeiter und Passagiere, der Lieferwagen und Handkarren, und achtete weder auf den Jungen, der ihm Erfrischungsgetränke, Fruchtbonbons, Kekse und Zigaretten in flachen blauen Schachteln aus seinem Bauchladen anbot, noch auf den Bettler, der ihm mit monotonem Murmeln die Mütze hinhielt.

Der Mann blickte auf die «Sindaro», in der Innenseite seines Jacketts steckten ein Bündel Bargeld und ein beruhigender Vorrat an Travellerschecks. In einer Umhängetasche hatte er seinen Pass, die nötigen Impfbescheinigungen, einen Fahrschein für eine Innenkabine der 2. Klasse und die Ausreisegenehmigung des Gauleiters untergebracht. Die «Sindaro» würde heute Abend auslaufen, er würde an Bord sein und Europa auf unbestimmte Zeit verlassen.

Den Zug nach Rotterdam hatte Bernhard Riederer ohne Abschiedsschmerz oder Ängste vor einer Fahrt ins Ungewisse, eher in einem Zustand heiterer Gelassenheit in Koblenz bestiegen. Ohne sich Rechenschaft über die Umstände seines Aufbruchs zu

geben, hatte er das Gefühl, das Richtige zu tun. Auf der Strecke zwischen Bingen und Andernach stellte er sich ans Fenster, zählte die Schiffe und Burgen und gab den Bergen Namen: Javaspitz, Tigerfels, Dschungelwand. Das Ziel seiner Reise stellte er sich wie die handkolorierten Stiche vor, die die Handelsherren der Vereinigten Ostindischen Kompanie in der Blüte des niederländischen Kolonialreichs in Indonesien hatten anfertigen lassen.

In Köln stieg ein Herr zu. Ganz in Schwarz gekleidet stand er in der Tür des Zugabteils, grüßte, und noch bevor er fragte: «Ist hier noch frei?» wusste Bernhard, dass er ihm seine Lebensgeschichte erzählen würde. Mit einem Seufzer zog der Mann seinen schweren Mantel aus, legte den Hut ins Gepäcknetz und stellte sich mit einer kurzen Verbeugung vor: «Gestatten, Wilhelm Roth. Reisen Sie auch in die Niederlande?» Bernhard fühlte sich gestört, er hätte lieber unbehelligt aus dem Fenster gesehen. Andererseits wollte er nicht unhöflich sein, nickte und sagte: «Riederer.»

In Köln hatte er einmal auf einer der wenigen Exkursionen, an denen er während seines Studiums teilgenommen hatte, eine bedeutende völkerkundliche Sammlung besichtigt. An der dortigen Universität hatte sein Vater als erste Anstellung eine Professur für deutsche Sprache und Dichtung erhalten. Und hier hatte er Bernhards Mutter kennengelernt, Irmgard, die Tochter eines Kollegen der Philosophischen Fakultät. Sie heirateten zu Semesterende in einer der romanischen Kirchen der Stadt. Über seine Ehejahre sprach Egon von Riederer nicht. Nur eine Bemerkung hatte sich Bernhard eingeprägt: Sein Vater hielt die zurückhaltende, melancholische Art seiner Frau für einen Mangel an Intelligenz.

Mit einem freundlichen, abweisenden Lächeln hörte sich Bernhard die Geschichte seines Gegenübers an. Der zugestiegene Fahrgast war Jude, stammte aus einer wohlhabenden Kölner Familie, hatte am Kaiser-Wilhelm-Gymnasium mit einer Eins in Latein und Griechisch Abitur gemacht, zählte sich zum Bildungsbürgertum,

hatte im Ersten Weltkrieg für Deutschland gegen die Franzosen gekämpft und nach 1918 freundschaftlichen Kontakt zu einigen alten Kameraden gehalten, nun wurde er in seinem Heimatland diskriminiert. Mit einem Großteil seines Vermögens hatte er sich freigekauft. Von Rotterdam wollte er nach New York, in Brooklyn wartete ein Vetter auf ihn.

Noch auf deutschem Boden blieb der Zug auf freier Strecke stehen. Die Waggontüren wurden verriegelt. Der Grenzkontrolle – ein Schaffner, ein Soldat mit Pistolentasche und ein Dritter in schwarzer Uniform – zeigte der Mann seine Papiere mit den Worten: «Die sind in Ordnung!» Der Schaffner gab sie an den SS-Mann weiter, der sah sie flüchtig durch: «Sie kommen mit!» Der Soldat führte Wilhelm Roth ab, indem er ihm den Arm auf den Rücken drehte. In der Tür sah er sich um. Bernhard schüttelte den Blick ab und schaute unverwandt auf die flache, friedliche Landschaft. Der schwarze Hut blieb im Gepäcknetz liegen.

An der Landungsbrücke hing ein Schild: «De passagiers worden beleeft verzocht, vanaf 17.00 uur ...» Der Rest war unleserlich. Auf der Suche nach einem Schattenplatz trat Bernhard ein paar Schritte zurück und zog unter Mühen die schweren Koffer hinter sich her. Dabei verstellte er einem Lieferwagen den Weg, der Fahrer hupte und lehnte sich fluchend aus dem Fenster. In dem Moment passierte es: In der Stahlschlaufe eines Krans verrutschte durch den Schwung der Drehbewegung eine Kiste, hing für eine Sekunde unentschlossen zwischen Himmel und Erde und fiel dann krachend genau auf die Stelle, an der Bernhard eben noch gestanden hatte. Unbeeindruckt von der glücklichen Fügung, unbeeindruckt auch von dem Schmerzensschrei einer Frau, die ein zersplittertes Brett am Bein getroffen hatte, hob er einen der Äpfel auf, die ihm vor die

FüÙe rollten, und beschloss, noch einen Kaffee zu trinken, bevor es Zeit war, an Bord zu gehen.

An einem Mittwoch, den sein Vater wie üblich auf einem Hochstand verbrachte, war er in den Speicher von Haus «Diana» gestiegen, hatte einen mittelgroÙen Koffer genommen, ihn ein Stockwerk tiefer mit brauchbaren Habseligkeiten gefüllt und hatte ohne Geföhleregungen den Ort verlassen, an dem er sein ganzes bisheriges Leben zugebracht hatte.

Noch am selben Tag entschloss er sich, den Adelstitel abzulegen, den seine Vorfahren seit dreihundert Jahren geführt hatten. Sein Entschluss kam spontan, was sonst nicht seine Art war, und war endgültig. Wenn er beim Einkauf von Knäckebrot, Zwieback und haltbaren Keksen in gewohnter Weise angesprochen wurde, bat er, den «Herrn Baron» durch ein schlichtes «Herr Riederer» zu ersetzen.

Die Reisevorbereitungen hatten ihn Kräfte gekostet, die aufzubringen er nicht gewohnt war.

Wenn er morgens aufwachte, stand ihm die Szene im Büro von Bankdirektor Stadelheim vor Augen: Der alte Herr kam mit einem freundlichen Lächeln auf ihn zu, betrachtete ihn interessiert und zog, als er sah, wie blass der junge Riederer war, die linke Braue ein wenig hoch. Wie geistesabwesend stand Bernhard an seinem Schreibtisch, als er den Scheck entgegennahm. Nein, er wollte die ihm von seinem Vater geschenkte Summe nicht in Wertpapieren anlegen, sondern frei über sie verfügen können. Er deutete an, dass er sich mit dem Gedanken trage, eine Wohnung zu kaufen. Für den Beginn seiner Lehre in der Bank bat er um einen Aufschub von sechs Wochen.

Der Gang zu den Ämtern wie die Besorgungen und die damit

verbundenen Entscheidungen standen vor ihm wie ein Berg an Unannehmlichkeiten. Die Ausreisebedingungen waren erst kürzlich verschärft worden. Anträge mussten gestellt, Auskünfte erteilt und unendlich lange Wartezeiten in Kauf genommen werden.

Als Bernhard unter einem Bild des Führers ein Formular ausfüllte, um eine mit Stempel und Unterschrift versehene Erlaubnis zu erhalten, Deutschland zu verlassen, gab er als Grund seiner Reise «weiterführende Studien vor Ort» an. Der Beamte, der ihn befragte, trug eine Hakenkreuzbinde am Arm und wollte wissen, ob Bernhard vorhabe, sich ins Ausland abzusetzen, um dem Wehrdienst zu entgehen. «Nein, nein!», stotterte Bernhard. Der Gedanke, dass er als Soldat eingezogen werden könnte, war ihm noch nicht gekommen. Nur einmal, als sich im Seminar zwei Kommilitonen «zur Verteidigung der Heimat mit der Waffe» mit einem «Heil Hitler!» verabschiedeten, hatte er dem Vater eine Frage gestellt. «Beruhige dich! Du hast einen Flecken auf der Lunge», hatte der geantwortet.

Noch nie hatte er so viele Dinge erledigen müssen, aber er ging für seine Verhältnisse zielstrebig ans Werk. Für die Einkäufe hatte er eine Liste angelegt, die mit der Zeit immer länger wurde und vornehmlich Anschaffungen enthielt, von denen er nicht wusste, ob sie wirklich nötig waren. Brauchte er eine Taschenlampe, einen Wasserfilter oder eine Creme, um sich gegen Moskitos zu schützen? Filme standen ganz oben auf seiner Liste, aber wie viele mussten es sein und welche waren tropentauglich? Konnte man vor Ort Unterwäsche kaufen, wenn die mitgebrachte nicht ausreichte? War es ratsam, einen Vorrat an kleinen Gastgeschenken mitzunehmen, und was konnte das sein? Außer Kölnischwasser fiel ihm nichts ein. Gern hätte er ein scharfes Messer gekauft, um mit ihm Mangos, Papayas und Wassermelonen zu zerteilen. Aber konnte ein solches Messer nicht auch als Waffe gegen ihn selbst verwendet werden?

Die größte Anschaffung waren die beiden Schiffs koff er. Englische Fabrikate galten als die besten, aber eine Bestellung direkt beim Hersteller war wegen der politischen Lage nicht möglich. Bernhard machte schließlich die Adresse eines Versandhändlers in Hamburg ausfindig, der aus einem Restbestand zwei Koffer in der gewünschten Größe abgab. Bernhard ließ sie von einem «Tempo»-Dreirad am Güterbahnhof abholen.

Es waren Prachtexemplare. Das straff gezogene, genoppte Leder duftete nach Zimt und Moschus, die gepolsterten Griffe saßen in mit Zwirn vernähten Schlaufen. Bernhard strich zärtlich über die Messingbeschläge an den Schlössern und Ecken. Im oberen Drittel waren seine Initialen geprägt.

Behutsam öffnete er die Türen. Die Innenausstattung war unterschiedlich: Der eine hatte Schubladen für Hemden, Pullover, Unterwäsche, Socken und dergleichen und ein Fach mit Rolloschluss und durchgezogener Leiste für Schuhe. In dem anderen war eine Stange mit flachen Kleiderbügel n angebracht, darüber eine Abteilung für Karten und Schreibutensilien, deren Abdeckung sich nach vorne klappen ließ, sodass in angenehmer Höhe ein Pult entstand. An ihm sah sich Bernhard sitzen und im Schatten einer Palme Notizen und Tagebuchaufzeichnungen machen. Mit kindlicher Freude zog er an den verzierten Ösen der Schubladen, bewunderte ihre Verarbeitung, und als er eine ganz herauszog, um sich zu überzeugen, dass auch die Unterseite mit feinem Leinen bezogen war, entdeckte er hinter einem Tapetentürchen ein Geheimfach. Es war mit rotem Samt ausgeschlagen. Bernhard legte den einzigen kostbaren Gegenstand hinein, den er besaß: die goldene Taschenuhr, die ihm sein Vater zur Konfirmation geschenkt hatte.

In dem Wirrwarr seiner Vorsätze und Gefühle erschien ihm die durchdachte Ordnung der Koffer als Sinnbild für ein intaktes Leben. Ein jedes Detail war schön und praktisch zugleich, großzügig bemessen, ohne auch nur die kleinste Ecke sinnlos zu verschwenden.

den. Zum ersten Mal konnte er wieder ruhig atmen und war für eine Weile glücklich.

Vergnügen bereitete ihm bei seinen Einkäufen auch das Stöbern in den Regalen eines Geschäftes für Schreibwaren und Künstlerbedarf. Sorgsam wählte er Zeichenblöcke in verschiedenen Größen, Stifte und schwarze Notizbücher mit roten Ecken aus. Für sie würde er ein Viertel eines Schiffskoffers reservieren.

In den letzten Tagen vor seiner Abreise stellte er seine Bemühungen ein, er war erschöpft. Er redete sich ein, alles Weitere werde sich schon unterwegs irgendwie regeln lassen. Er träumte von dem sorgenfreien Einerlei der Tage auf See, dem Glücksgefühl, unerreichbar zu sein, der mönchischen Stille der Kabine und von einem Liegestuhl, auf dem er liegend, in maßloser Verschwendung von Zeit über die wogende Fläche des Meeres blicken würde. Es war seine erste wirkliche Reise. Bernhard war noch nie im Ausland gewesen.

Zu einer Krise war es gekommen, als man ihm im Reisebüro die Zugfahrkarte aushändigte. Er starrte den Mann hinter dem Tresen an, als hätte der ihm gerade sein Todesurteil überreicht. Er versuchte krampfhaft, sich seine Panik nicht anmerken zu lassen, wollte alles rückgängig machen, sein Billett zurückgeben, sagte aber nur laut und vernehmlich: «Wahnsinn! Der helle Wahnsinn!», und rannte auf die Straße. Dort drückte er seine Fäuste gegen die wütend klopfende Halsschlagader: Es gab kein Zurück. Er musste weg, bevor er erwischt wurde und die Falle zuschnappte. Er musste dem Vater entkommen.

Bernhard war zu diesem Zeitpunkt achtundzwanzig Jahre alt und studierte im sechzehnten Semester Ethnologie. Die Entscheidung gerade für diesen Studiengang war zufällig gefallen. Auf Empfeh-

lung eines Buchhändlers hatte er eine Abhandlung über die Aborigines gelesen, ein unerwartetes Interesse für den Ahnenkult dieser Ureinwohner Australiens war die Folge gewesen, so hatte er sich – auch um dem Vater nicht zu gehorchen, der für ihn ein Medizinstudium vorgesehen hatte – für ein Fach entschieden, das dieser abschätzig «Völkerkunde» nannte.

Er verbrachte mehr Zeit in der Universitätsbibliothek als in Hörsälen, merkte nicht, wie die Jahre vergingen, und erschrak, als er zum ersten Mal das Wort «ewiger Student» zu hören bekam. Aber je länger er sich mit den Naturvölkern, den Stammeskulturen und den Besonderheiten archaischer Gesellschaften beschäftigte, umso größer erschien ihm die graue Masse dessen, was er noch nicht wusste. Vorlesungen hatten ihm längst nichts Neues mehr zu bieten. In Seminaren war er kein gern gesehener Gast, denn entweder saß er nur teilnahmslos in der letzten Reihe oder aber er meldete sich mit Bemerkungen zu Wort, die ihm den Ruf eines Besserwisser eintrugen. Er las und las, machte sich Notizen, die Blöcke füllten, schrieb in gesonderte Kladden Bemerkungen und Kommentare und hätte sich auf das Leben eines Privatgelehrten eingerichtet, wären da nicht die Appelle seines Vaters gewesen, die sich immer häufiger von Vorhaltungen zu Drohungen steigerten.

Herr von Riederer erklärte sich das endlos sich hinziehende Studium seines Sohnes nicht mit Wissensdrang, sondern mit Bequemlichkeit und einer Unfähigkeit, die Verantwortung für seine Zukunft selbst zu übernehmen. Bernhard zeigte keinerlei beruflichen Ehrgeiz, das machte Egon von Riederer Sorgen, es machte ihn wütend und traurig.

Während die anderen Passagiere sich an der Reling drängten, um das Ablegen des Schiffes, den Moment des Aufbruchs nicht zu ver-

passen und ihre Taschentücher schwenkten, als sei dies Vorschrift, um anschließend auf Einladung des Kapitäns zu einem Umtrunk in den Salon auf Mitteldeck zu gehen, saß Bernhard Riederer in seiner Kabine auf der Bettkante und las den Schiffsprospekt. Der Boden vibrierte leicht unter seinen Füßen wie eine belebende Massage. Die strikte Ordnung der Kabine, in der er die nächsten Wochen zubringen würde, beruhigte ihn, er fühlte sich in dem engen Raum geborgen. Auf der ersten Seite eines mit einer römischen Eins beschrifteten Tagebuches notierte er genau den Zeitpunkt, an dem die «Sindaro» die Anker gelichtet hatte, das Baujahr des Schiffes, seine Länge, die Bruttoregistertonnen, die PS-Zahl der Dieselmotoren, den Namen der Reederei, aber auch die Nummer seiner Kabine und das Wort «Erleichterung».

Bernhard wollte gerade beginnen, seine Koffer auszupacken, als es an die Tür klopfte. Ein Steward bat ihn, ihn zu Herrn Dr. Holzer, dem Schiffsarzt, zu begleiten. Sofort änderte sich seine Stimmung, die entspannte Leichtigkeit verflog, er nahm Haltung an und griff nach der Tasche mit dem Impfpass. «Ich bin gesund, es ist alles in Ordnung», wollte er sagen und dachte in dem engen Gang, durch den der Steward ihn führte, an Wilhelm Roth.

Dr. Holzer erwartete ihn hinter seinem Schreibtisch stehend und mit der linken Hand auf ein Buch über Tropenkrankheiten gestützt. Bernhard hielt ihm seine Papiere hin, aber der Arzt winkte lachend ab. «Nein, nein! – Ich habe Ihren Namen auf der Passagierliste entdeckt, da wollte ich Sie wenigstens kurz begrüßen. Sie sind der Sohn von Egon von Riederer?» Und ohne die Antwort abzuwarten, zwinkerte er, als hätte er eine gute Nachricht für seinen Besuch: «Ich bin mit Ihrem Herrn Vater seit langen Jahren befreundet. Wir haben ein gemeinsames Hobby, die Jagd.»

Bernhard zog die Schultern hoch, als müsse er gleich einen Angriff abwehren. Der Vater! «Was ist mit Ihnen?», fragte Dr. Holzer. «Werden Sie leicht seekrank? Bitte setzen Sie sich! Hier ist ein Glas

Wasser.» Er rückte seine Brille zurecht und öffnete einen Arzneischränk. Bernhard hob abwehrend die Hand, schluckte, um Zeit zu gewinnen, wollte sagen: «Einen Egon von Riederer kenne ich nicht», stieß aber dann hervor: «Ich will nicht ... Mein Vater darf nicht erfahren, dass ich diese Reise mache.»

[...]